Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 1 (1933-1934)
Heft: 8

Artikel: Gottfried Keller im Wandel der Generationen
Autor: Korrodi, Eduard
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758407

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Oui, vous qui représentez la force intellectuelle de demain, vous dont dépend le sort d'une civilisation qui fut et peut rester grande, vous qui serez bientôt la science, l'économie, la politique de la nation, vous qui êtes appelés à la guider, vous qui tenez son avenir dans vos mains, ce n'est pas un conseil que je vous donne, ce n'est pas non plus un ordre, c'est une foi, qui est en même temps une prière: rendez à l'homme un idéal, formez pour votre pays une élite, apprenez vous-mêmes, apprenez aux autres, apprenez à tous à servir. La vie, de nouveau, redeviendra bonne et belle: « s e r v i r ».

Gottfried Keller im Wandel der Generationen

von Eduard Korrodi

Aus einer Rede, gehalten in der Gottfried Keller-Gesellschaft im Zürcher Rathaus 29. Oktober 1933

Als im Jahre 1861 mit drei gegen zwei regierungsrätlichen Stimmen Gottfried Keller zum Staatsschreiber gewählt wurde, ließ sich keiner der fünf Magistraten träumen, daß künftige Generationen, die das Zürcher Rathaus betreten — zuerst Gottfried Keller, dem Dichter und Staatsschreiber, die Reverenz erweisen. Seine Büste steht im Rathaus. Daß die Mitbürger mit höchst bescheidener Kunst den Dichter dort verewigt haben, wo Staats- und Stadtgeschicke beraten werden, ist die sinnvollste Huldigung an den Dichter des «Grünen Heinrich», der entsagend aus dem Künstler ein Staatsbeamter wird, wie es Keller fünfzehn Jahre lang war, ohne als Dichter zu verarmen; denn noch heute rufen wir Gottfried Keller mit F. Th. Vischer sinnvoll an: Staatsschreiber, Ihr schreibt staatsmäßig!

Wollen Sie aber wissen, wie weit zu Beginn der sechziger Jahre unseres Gottfried Kellers Name ins öffentliche Bewußtsein gedrungen war, dann lassen Sie sich von Carl Spitteler erzählen: «Als ich im Jahre 64 als Student nach Zürich zog, stritten sich meine Mitstudenten darüber, welcher von den beiden der wahre Keller wäre, der Augustin oder der Gottfried. Auch Professor Bieder-

mann, als er im Kolleg beiläufig von Keller sprach, mußte einer Verwechslung vorbeugen: «Nicht der Augustin, sondern der Staatsschreiber». Kurz, ich erfuhr in Zürich, daß es dort einen kleinen Staatsbeamten namens Keller gebe, der sich nebenbei auch mit Poesie beschäftige. Auch hieß es, ein Pfarrerkollegium hätte sich entrüstet gewehrt, von einem «solchen Menschen» ein Bettagsmandat anzunehmen. Der «solche Mensch» war Gottfried Keller.»

Und dennoch ehrt fünf Jahre später die *Alma Mater Turicensis* — Keller mit dem damals noch raren *Doctor h. c.*, obwohl man behaupten kann, daß ein Dichter geehrt wurde, bevor die Schweiz seine Bücher las und kannte. Aber das Volk hatte dafür den Dichter im Gehör — und in den Stimmbändern. Es sang sein Vaterlandslied zum erstenmal mit unverbrauchter Wonne. Und Keller ist wohl nie mehr in solchem Maße als Spielmann im Gewoge der Jugend aufgegangen wie am ostschweizerischen Kadettenfest 1856, dem er sein Weihelied «Waffensegen» und ein fröhliches Tischlied beisteuerte. Er selbst beschreibt mit Behagen das Fest:

«Es war ein eigentliches Kindermeer, worunter übrigens schon ziemlich große und kräftige Burschen, aber auch ganze Bataillons ganz kleiner Stöcke von zehn bis zwölf Jahren, die ihre fünfzig Patronen aber so gut und regelrecht verschossen wie die Größeren. Diese kleine Armee mit ihren vielen Fahnen sah aus wie ein wandelnder Blumengarten, und eine unendliche Menge der Alten, Mann und Weib, reich und arm, umkoste und umdrängte die Tage über die bimmelnden, trommelnden, trompetenden und singenden Kleinode der Zukunft, und man sah bei dieser Gelegenheit, wie viel Liebe und rechtes Gefühl doch noch in der Welt ist, denn viele Leute hatten öfter Tränen in den Augen, sogar ich selbst gegen das Ende, nachdem ich die andern ausgelacht . . . Vier Taktschläger, an hochragenden Punkten verteilt, und zwei Musikchöre hielten die Massen zusammen, so daß mein Opusculum aus den Tausenden von Knabenkehlen und im größten Jubel erklang. Ich hatte auch einen Tisch unter mir und war eben beschäftigt, aufzupassen, daß die kleinen Teufel genug Brot bekämen und nicht zu schnell tränken, als es anfing, mit Gläsern um mich her zu drängen und zu rufen: Herr Keller lebe hoch!»

Man geht nicht fehl mit der Behauptung, daß im Gegensatz zum Spielmann des Volkes der Dichter des «Grünen Heinrich» und der «Leute von Seldwyla» bis in die achtziger Jahre nur das Erlebnis

einiger Eliten war, allerdings welcher Eliten! von Burckhardt, Semper, Wagner, Fr. Th. Vischer, Hermann Hettner, Boecklin bis zu Nietzsche, für den es in der nachgoetheschen Prosa nur noch den «Nachsommer» Stifters und «Die Leute von Seldwyla» gab. Keller schreibt an der Schwelle seines siebten Jahrzehntes, er habe das Alter seiner Gesellschaftsfreunde um dreißig Jahre reduziert, lasse die Siebziger und Sechziger sitzen und gehe mit fünfunddreißigjährigen jungen Gelehrten etc. um oder dulde höchstens etwa einen Vierziger darunter.

Es stimmt durchaus, daß in den achtziger Jahren Keller ein Professorenerlebnis von Wilhem Scherer, Ernst Schmidt bis zu Adolf Frey wurde. Der Anerkennung durch die Eliten stellen wir die Tatsache gegenüber, daß die unsterblichen Seldwyler bis zu einer Neuauflage achtzehn Jahre (von 1856 bis 1874) brauchten, wiewohl die erste nur 500 Exemplare zählte und noch nicht völlig vergriffen war, als die zweite Auflage erschien. Es dürfte interessieren, wie sich — nach freundlicher Mitteilung des Cotta'schen Verlages — die Auflagen von 1901 bis 1919 mehrten. «Die Leute von Seldwyla» standen 1901 im 27./28. Tausend! 1910 im 64/68. Tausend, 1909 im 106/8. Tausend. — In achtzehn Jahren von 1856 bis 1874 kaum 500 Exemplare, in den achtzehn Jahren von 1901 bis 1919 rund 75 000 Exemplare. — Das Jahr 1916 stellt den Maximumabsatz der Kellerschen Werke dar; es wurden 46 000 Bände verkauft.

*

Keller im Wandel der Generationen, einschränkend zu sagen: im Wandel zweier Korporationen — der Dichter und der Kritiker!

Da ist der Zeitgenosse Conrad Ferdinand Meyer. Oft beschworen wird sein herrliches Wort über G. Keller: «Am meisten aber und gewaltig imponierte mir seine Stellung zur Heimat, welche in der Tat der eines Schutzgeistes glich: er sorgte, er lehrte, predigte, warnte, schmollte, strafte väterlich und sah überall zu dem, was er für recht hielt». —

Um wieviel herrlicher noch wäre der Satz, wenn er im Präsens stünde. Wie urteilte C. F. Meyer nicht nur vom Lebenden, sondern in unmittelbarer Rede zu ihm? Keller, noch in hellem Zorn teilt Theodor Storm die folgende Bemerkung C. F. Meyers mit: «Sie verschwenden ihn (den Stil) an niedrige Stoffe, an

allerlei Lumpenvolk. Ich arbeite nur mit der Historie, kann nur Könige, Feldherrn und Helden brauchen. Dahin sollen Sie streben.» — So im Jahre 1881 dem Dichter der «Sieben Legenden», der «Leute von Seldwyla», der «Zürcher Novellen» und des «Sinngedichts» geschehen. Schier unfaßbar erscheint die Ahnungslosigkeit und die Anmaßung des jüngern Dichters, dem bestandenen Meister eine neue Bahn des Strebens zu empfehlen. Umgekehrt wissen wir, wie Keller die Gedichte C. F. Meyers und sein virtuoses Erzählen würdigte, aber den Menschen Meyer, ohne wohl von dessen gefährdetem Seelenzustand zu wissen, als «närrisches Wesen» erklärte. Ebenso boshaft als geistreich ist Kellers Urteil über die Rahmenerzählung in der «Hochzeit des Mönchs»: «Meyer substituiere sich keinen Geringeren als Dante, um die Komposition der vorzutragenden Geschichte Stück für Stück selbst bewundern zu können.» Es versöhnt, daß C. F. Meyer wie kein anderer, als er Keller vor seinem Erlöschen besuchte, an das Ernsteste rührte: «Da ich einmal äußerte, religiöse Fragen hätten mir viel zu tun gegeben, rief er: «Und mir erst!» «Die ewigen Dinge sind doch wohl unzugänglich», meinte ich. Er gab es nicht zu, noch verneinte er es . . .

Beim letzten Gespräch drehte Keller unaufhörlich die Karte, durch die sich Meyer gemeldet hatte, bis er sie ihm sachte aus den Fingern zog. «Ich meinte nur,» sagte er, «in den schönen weißen Raum lasse sich ein Vers schreiben.» — «Welcher denn?» fragte ich. «Nun, zum Beispiel, sagte er:

Ich dulde,
ich schulde,»

womit er wohl den Tod meinte, welchen wir alle der Natur schuldig sind.

Im Rahmen unseres Vorhabens müssen wir summarisch sein und eilen.

Ein Dichter der jungen Generation, Ende der achtziger Jahre: Carl Spitteler. — Ad. Frey hält ihm einmal vor, Gottfried Keller habe ihm (Spitteler) nur ein Vierteljahr lang geschätzt. Erlesene Schönheiten rühmte Keller dem «Prometheus und Epimetheus» nach, ohne indes die nicht umzubringende Frage zu erheben, «ob es noch Zeit sei für solche sibyllinische Bücher.»

Dreißig Jahre später feiert Spitteler in Luzern den Dichter auf seine Weise! Spitteler bereitet es Wonne, zu zeigen, wie schwer sich eine Dichtung wie der «Grüne Heinrich» durchringen mußte. — Die

Bitterkeit des Dichters im Hinblick auf sein eigenes, nicht durchgedrungenes Werk spielt mit. Horchen wir ihm zu: Keller meinte: «Ein gutes Buch frißt sich schließlich durch». Also so etwas, wie ein kleines tapferes Würmchen, das sich einen Weg durch die Rinde bohrt. Eigentlich bohrt ja das Würmchen nicht, das Buch bleibt nach wie vor still liegen, aber der Schutt, worunter es begraben liegt, verfault. Er verfault sicher, aber es kann lange verziehen. Jakob Burckhardt pries es als beneidenswertes Glück der Griechen, daß bei ihnen, wie er sich ausdrückte: «die Mittelmäßigkeit rasch krepierte». Bei uns «krepiert» sie nicht rasch. Das Verfaulen der gesamten Schuttdecke braucht durchschnittlich fünfundzwanzig Jahre.»

Wir sehen Spitteler etwas verdrossen den Jubiläumstagen zusehen, «wo die Vorzüge des Dichters — wie er schreibt — übers ganze Land in bengalischer Beleuchtung mit verstärktem National-Orchester strahlen». — Trotzdem findet er die Feiern «erhebend», hebt aber warnend seinen Finger: Denn «wenn einer der Größte ist, der da ist, der da war und der da sein wird, so sind ja zum voraus sämtliche künftigen Dichter zu Unteroffizieren degradiert». Wir wüßten nun freilich nicht, wer um 1919 ernsthaft erklärt hätte, Gottfried sei der Größte, der da sein wird». Man hätte vielmehr Spitteler erinnern können, daß er 1889 geschrieben: «Man kann Gottfried Keller nicht überschätzen». Wir erblicken in diesen Urteilen ein Gran Argwohn gegen die gewordene Volkstümlichkeit Kellers. Spitteler fragt des weitern: «Tut man wirklich gut, hat man das Recht, dem Volke die Werke von Gotthelf und Keller aufnötigen zu wollen wie einem blassen Kinde den Lebertran? Mich dünkt, man versieht sich in der Medizin. Das Volk bedarf keineswegs in der Poesie vom Volke zu hören. Im Gegenteil, es bedarf das Hinaus und Hinauf. Warum geht es denn am Sonntag in die Kirche? Etwa um vom Volke zu hören? Nein! Um Erhebung zu gewinnen. Nun, die Erhebung, die es in der Kirche sucht, sucht es auch in der Poesie. Das Herz des Volkes lechzt nach Idealpoesie.» Mit Erstaunen sehen Sie, wie der Kritiker Spitteler recht volkstümlich, mehr witzig als dichterisch in der Wahl der Bilder wird. Kellers Lyrik nennt er «hygienisch» als «Magenbitter nach den Zuckerschleckereien». Wer in aller Welt aber nötigt dem Souverän des Volkes Dichter auf?

Wenn zwei Dichter das «Hinaus» und «Hinauf» in ihren Werken befolgten — so Gotthelf mit seiner Blickrichtung ins Göttliche und

Keller mit seinem schöpferischen Begriff der Perfektibilität eines Volkes. Wir müssen uns auf sein mannhaft schönes Wort beziehen, ob es auch schon unendlich oft aufgerufen, doch nicht abgeschliffene Münze geworden ist: «Ich halte es für Pflicht des Poeten, nicht nur das Vergangene zu verklären, sondern das Gegenwärtige, die Keime der Zukunft so weit zu verstärken und zu verschönern, daß die Leute noch glauben können, ja, so seien sie, und so gehe es zu! ... Kurz, man muß, wie man schwangeren Frauen etwa schöne Bildwerke vorhält, dem allezeit trächtigen Nationalgrundstock stets etwas Besseres zeigen, als er schon ist; dafür kann man ihn auch um so kecker tadeln, wo er es verdient.»

Spitteler hat dann in gerechtem Bemühen Gottfried Kellers Prosa nachgerühmt, sie sei unsterblich — und er neige dazu, sie sogar über die Prosa der Goetheschen Romane zu stellen. Wenn dem so wäre, so bliebe Keller allerdings noch lange hin der Größte — und die Herren Unteroffiziere?

Aber da sehen Sie her. Die wiederum ein gutes Vierteljahrhundert jüngere Generation ist kritisch gegen Keller, man hätte glauben können, der Tote verhindere die Lebenden am Leben, G. Keller sei der Gott, der den Hiob schlägt, biblisch zu sprechen: Siehe, wenn er das Wasser verschleußt, wird alles dürre, und wenn er auslässet, so kehret es das Land um. Er entziehet die Sprache den Bewährten». — Wir hören einen Albert Steffen das Auge Kellers, an dessen Wimpern Überfluß der Welt hing, minder loben. Der «Grüne Heinrich» schaue die Welt mit dem durch die Naturwissenschaft Feuerbachs geschulten Blick, nicht mit dem Goethes. — «Goethe ist als Dichter noch Naturforscher — Keller nur Maler».

Am entschiedensten setzt Jakob Schaffner der begrenzten Welt Kellers «die Unendlichkeit, das Unbegrenzte, das Gegenteil vom Ornamentalen: das Unfaßbare, Geheimnisvolle, das Wunderbare» entgegen. Kellers Stete und Seßhaftigkeit stellt Schaffner dem Menschen gegenüber, dem Herz und Sohlen vor Wanderlust brennen. Und zweifellos war er für sich und seine Generation im Recht. Doch bleibt an Kellers sarkastischer Einwendung etwas bestehen, daß inneres Erleben nicht äußeres Drängen und Reisen in allen Richtungen der Windrose sei: «Unsere heutigen Dichter verreisen jeden Taler, den sie aufbringen können ... Durch ein abgetriebenes Touristenleben suchen sie sich die höchste Weihe, den letzten Schliff zu geben. Mit den Kellnern aller Nationen wissen sie ge-

läufig zu schwatzen, und schon sind sie praktischer und erfahrener in allen Reisekünsten als die erpichtesten Weinreisenden. Und was ist die Frucht von all der rastlosen Bewegung? Hier ein Reisebildchen, dort ein Genrebildchen und zuletzt ein schwindsüchtiges Drama, dessen taciteische Kürze lediglich der Deckmantel ist für die verlorene Intuition, für das verzettelte Anschauungsvermögen.»

Worin liegt die Kümmernis dieser Dichter und des merkwürdigen Ereignisses, daß eben die Schweizer Dichter nicht so unbefangen — ich nehme Ad. Frey und J. V. Widmann besonders aus — wie die deutschen von Ricarda Huch bis Hermann Hesse und Hugo von Hofmannsthal ihr Kellerbildnis prägten? Da haben wir jene, die von Kellers Stil bestrickt waren. Nach Kellers Seldwylern schrieb Federer seine Lachweiler. (Hießen sie rechtens Lachwyler, so wäre der Zusamklang noch eindeutiger.) Wir erlebten die ungeheure Faszination der Kellerschen Sprache auf andere. Ad. Frey schreibt Spitteler, er möge dies und das weglassen, weil man ihm sofort entgegenhalte, das sei Gottfried Kellerisch. Wir erlebten aber auch die Suggestion, unter der in gleicher Weise deutscher und schweizerischer Kritik Keller als der fruchtbare Vater Nil erschien, umkrabbelt von den Kindern seiner Lendenkraft. An Kellers Elle wurden die andern gemessen. Gepriesen wurde an Schaffner, an Federer das Kellerische, nicht das Eigengewicht. War es nicht ein Fehler, wenn wir, statt diesen herrlichen Roman Johannes Schattenhold von Schaffner als Blut, Seele und Leben von Schaffners Gnaden, als von ihm erlitten und geklärt zu erfassen, ihn zuerst mit dem «Grünen Heinrich» verglichen und ihn unter die Entwicklungsromane einreihten, bevor wir seine Substanz erlebt hatten? Recht hatten die Dichter, wenn sie den Meister einmal am Barte zupften, obwohl der Meister fragen könnte, ob sein und C. F. Meyers epischer Ruhm für die Schweizer Erzähler nicht ein Kreditbrief in deutschen Landen geworden sei — Carl Spittelers eingedenk: Seit Keller schreibt man besser in der Schweiz . . .

Unsere zweite Dichtergeneration nach Keller hat jedenfalls keinen Grund, in Nervosität über ihren Großvater Keller zu geraten. Seine Ruhe ist ihr so unfaßbar wie sein weises Wort: «Nur die Ruhe in der Bewegung hält die Welt und macht den Mann. Gott hält sich mäuschenstill, darum bewegt sich die Welt um ihn. Für den künstlerischen Menschen nun wäre dies so anzuwenden, daß er sich eher leidend und zusehend verhalten und die Dinge an sich vorüberziehen

lassen als ihnen nachjagen soll.» Nietzsche und Thomas Mann sagen es gleich mit anderm Notenschlüssel. Und dennoch: Weg mit dem fatalistischen Dogma, die dichtende Schweiz habe nur eine epische Ader, sie müsse sich mit epischen Spezialisten begnügen! Nicht weil wir die Gattung Drama in bleibenden Leistungen noch nicht kennen, nicht um der Vollständigkeit der dichterischen Kategorien willen erhoffen wir brennend das Drama, sondern weil in dieser Zeit die dramatische Dichtung eine hinreißende Beschwörung des Schweizer Schicksals sein müßte und ein ganzes Volk erschüttert und erhoben sein möchte: Das Zusammenleben einer Nation. Keines Seligen Jubel wäre gewaltiger als der Kellers, wenn dem späten Enkel gelänge, was ihm die Götter mißgönnt. Wenn einmal diese dramatische Gegenwelt zu Keller sich verwirklicht, werden wir jenes Gespräch des jungen Hofmannsthals in seiner unerhörten Reife erst recht bewundern, dieses Gespräch über die Zahlenverhältnisse in Kellers Werken, zum Beispiel über die Salandertöchter: «Wären die Mädchen nicht zu zweit und fänden sie nicht zwei Partner, die so ähnlich sind, daß sie sie nur an den Ohrläppchen auseinander kennen, so hätten sie sich wohl nie so tief verstrickt, und wie sie dann Doppelhochzeit machen und beide unglücklich werden, so ist es das traurig-lächerliche Gefühl dieses doppelten Schicksals, das sie am meisten beschäftigt, und schließlich hilft ihnen ihre Zweiheit auch aus dem Ärgsten wieder leichter heraus».

«Eben jenes Spiel einfacher Verhältnisse, das annähernd auf Zahlen zurückführbar wäre. Ihr wißt wohl, daß Kepler in seiner «Harmonia mundi» die Bemerkung macht, daß diejenigen Intervalle in der Musik die besten seien, deren Wohlklang am raschesten ins Ohr falle, und das seien gerade die der einfachsten Zahlen. Ich sprach euch davon, als ich euch über die unvergleichliche Simplizität und erhabene Kraft der ältesten Choräle Rede stehen mußte.»

«Was aber willst du in der Gottfried Kellerschen Welt dann schließlich alles auf die Zahl zurückführen?»

«Alles und nichts, je nachdem eure Phantasie gelaunt ist, diesen Dingen nachzugehen. Jedenfalls ist es eine Welt, in der eine gute und starke Harmonie herrscht, und zu fühlen oder nicht zu fühlen, wie weit diese auf einer wundervollen Verteilung von Maß und Zahl und Gewicht ruht und verankert ist, das ist schließlich jedermanns eigene Angelegenheit.

*

So schwingt die Harmoniewelt Kellers unvergleichlich in der Zaubertiefe Hofmannsthals. Die kritische Zunft zögert im allgemeinen zuzugeben, daß der Dichter tiefer an die geisterhafte Mitte der Werke rühre als sie. (Erst J. Fränkel wählt in seiner G. Keller-Ausgabe Begleitworte von Spitteler, Hofmannsthal und Ricarda Huch.) Keller und die kritische Zunft ergeben ein heiteres Paradox. Gerne zitiert man den zornigen Keller über die Literarhistoriker, die das Gras wachsen hören, über die Totengräber und die Hand, die verdorre, wenn sie je den ersten «Grünen Heinrich» exhumiere. Aber derselbe Keller reicht seine Hand dem jungen J. Baechtold und betreibt dessen Professur an der Universität. Er fördert den noch jüngeren Adolf Frey, schätzt Erich Schmidt, Julius Stiefel. Professoren sind seine Prätorianergarde — und noch langehin. Wir wissen indes, daß Keller die Neugierde mißfiel, besonders an Baechtold — der Mann horche ihn und seine Schwester aus. «Sie zählen meine Räusche», das Wort an Baechtold kennt jeder Spießer, wenn er keine Zeile Kellers gelesen hat. Allerdings war die Philologie, die sich so um 1890 herum an den lebenden Dichter heranpirschte, zu hurtig, zu aufsässig und spionierend — aber kam dieser Vorwurf nicht auch dem Dichter Gotthelf zu, er habe ein Ehegattengespräch nur deshalb bis aufs Tipfelchen beschreiben können, weil er unterm Bett des hadernden Paares sich verkrochen habe? Keller hatte selber nicht das Herz, den Wust verblichener Schrift dem Feuer zu überantworten. Er hütet die Briefe, die phantastisch-skurrile Unterlage, auf den er den Grünen Heinrich «unter Tränen zu Ende geschmiert» — er bewahrt sein Taufhäubchen und Fallhütchen auf. Der Dichter, der dem Unsterblichkeitsglauben in der Bescheidenheit seines Gemütes keinen Raum gewährte, schickt sich darein, daß sein Leben nicht zu Ende, wenn nach seinem Wunsch Zürcher Studenten seine Asche in die Limmat streuen würden. Nennen wir es die Unterwerfung unter das Gesetz relativer Unsterblichkeit.

Drei Jahre nach dem Tode des Dichters versprach Baechtold in seiner Keller-Biographie, sich an das schöne Niebuhrsche Wort zu halten: Es sei nicht gut, daß die Welt jeden bis ins Innere kenne, es gebe Kleider der Seele, die man ebenso wenig abziehen solle wie die des Körpers. — Biographen sind Menschen. Trotzdem Baechtold, ein mäßiger Psychologe, in der Deutung des Menschen sich der Zurückhaltung befliß, kerbte er ihm zwei Schwächen an: Mangelndes Wohlwollen und Egoismus. Er beruft sich auf die Briefe! Ein Viertel-

jahrhundert später widerlegt Ermatinger Baechtold — als der Repräsentant der zweiten kritischen Generation — eben mit Briefen von Freunden, die Keller «näher standen» als Baechtold. «In einem Briefe an Sigmund Schott nennt Baechtold Keller einen «gewaltigen Egoisten». Dafür hätten ihn auch seine nächsten Freunde gehalten, die tagtäglich mit ihm verkehrten. Das Wort zeigt, wie wenig diejenigen oft befähigt sind, in das Wesen eines Großen einzudringen, die in seiner Nähe leben. Sie verlangen, wenn sie nicht gerade Kammerdiener sind, bei allem gehörigen Respekt eine gleiche Stufe der gesellschaftlichen Behandlung, die ihnen der Große doch nicht immer gewähren kann, und sind ungehalten, wenn das Dämonische seines Wesens zum Vorschein kommt. Und sie wollen nicht begreifen, daß der Künstler in gewissem Sinne Egoist sein muß, daß er, der durch das Feuer seines Innern verzehrt wird, sich nicht von seinen Nächsten verzehren lassen kann, daß ihm seine Umwelt in erster Linie Stoff des Erlebens ist, den er rastlos verbraucht und beiseite schiebt, wenn er ihn assimiliert hat. Kestner und Charlotte Buff, Fritz Jakobi und Lavater, Herder und die Frau von Stein haben sich auch über Goethes Egoismus und Treulosigkeit beklagt, mit demselben Zuviel menschlich-bürgerlicher Ansprüche, an dem Baechtolds Urteil über Keller krankt.»

Ausgezeichnet die Verteidigung Ermatingers! — Aber gestehen wir, daß uns Literarhistorikern immer leicht fällt, einen Knigge zu schreiben, wie die Zeitgenossen sich dem Dichter gegenüber hätten betragen sollen. Ist etwa der Beweis erbracht, daß heute Literarhistoriker im Umgang mit Großen, wiewohl sie selber die Spielregeln mit dem Dämon aufstellen, ihre Ansprüche herabsetzen würden? Sie werden erklären, zum Umgang fehlen ihnen die Großen. Schade für die Zunft. Noch ein Zweifel über die Gegenurteile «der Freunde, die Keller näher standen als Baechtold». Sie standen ihm gewiß «näher», weil sie entfernter von Keller lebten, der, ein Virtuose der Fernfreundschaft, durch den Brief mit ihnen weit mehr kommunizierte als durch die persönliche Begegnung. Der Brief scheint der bessere Kitt des Wohlwollens gewesen zu sein als der Wein. Ermatinger hat als einen der letzten Trümpfe für Kellers Menschlichkeit sehr triftig das Verhältnis zu Tieferstehenden und seine Liebe zu Tieren hervorgehoben. Es ist beinahe merkwürdig, daß man noch 1915 für zwei wirkliche oder vermeintliche Schwächen Kellers eine Verteidigung erbringt. Nein, nicht merkwürdig

ist es, selbstverständlich sehen wir ihn anders, und glauben ihn sogar besser zu kennen, ihn und seine Werke. Betont Baechtold so sehr, wie es dem Dichter doch gut ging, er zu Ehren und Ruhm kam und doch an Unmut, Argwohn und Reizbarkeit zunahm, so glauben wir, Baechtold habe seine akademische Auffassung von Erfolg auf den Dichter übertragen und persönlich Eigenschaften und Wirkungen der Kellerschen Natur heftig gespürt, während die nächste kritische Generation den Schlüssel zu den Eigenschaften in die Hand gespielt bekam durch eine Briefstelle Kellers an seinen Fernfreund Petersen — und kein Zufall, daß keinem in Zürich dergleichen anvertraut wurde. «Mehr oder weniger traurig sind am Ende alle, die über die Brotfrage hinaus noch etwas kennen und sind; aber wer wollte am Ende ohne diese stille Grundtrauer leben, ohne die es keine rechte Freude gibt». Mit guten Gründen beschließt mit diesem Wort Ermatinger sein Kapitel «Der Mensch». Baechtold sieht nur, daß Keller im Leben Pessimist wurde und in der Dichtung Optimist war. Ihm ist es ein kurioser Widerspruch — die kritische Generation Ermatingers sieht in der Grundtrauer des Menschen die Schöpferquelle der goldigen heiteren Welt Kellers, ohne die sie statt Tiefsinn — Leichtsinn wäre. Ermatingers «Keller» ist ein Zweigenerationenwerk, indem Baechtold das Erdgeschoß baute und der zweiten Generation die Errichtung der oberen Stöcke überließ. Väter und Söhne haben es gebaut. Aus einem Dichter mit einer sehr redlichen und auf einleuchtende Formeln zu bringenden Weltanschauung hat Ermatinger ein Weltanschauungsereignis vermittels des Philosophen Ludwig Feuerbach gemacht. Mir scheint, daß der Dichter — auch wenn das alte Semester Keller nicht die Schulbank Feuerbachs gedrückt hätte — das Dichter-Ereignis bliebe. Ja, man könnte sich ketzerische Leute vorstellen, die in Kellers Verzicht auf den Unsterblichkeitsgedanken nach einem so großzügigen lyrischen Beginn — ein typisches Verzichten des Schweizers erblickten, ein Verhalten der Schweiz, die von der Weltgeschichte pensioniert, ihrerseits in der Weltrepublik Gott und Unsterblichkeit absetzten. Das biographische Interesse an Keller hat wohl ein Maximum erreicht, die biographischen Leistungen Baechtolds und Ermatingers haben die volkstümliche, aus der Wirtshausperspektive gesehene, mit Anekdoten umspielte Dichterfigur zurückgedrängt. — Es ist ja auch in seiner zweiten Hälfte kein merkwürdiges Leben dem äußern Hergang nach. Wenigstens for-

muliert es Keller so: «Ich bin keine Löwe, sondern ein kleiner dicker Kerl, der abends neun Uhr ins Wirtshaus und um Mitternacht zu Bette geht als alter Junggeselle». Ich erinnere mich an eine Bemerkung Carl Spittelers, ihm genüge als Biographie, daß Keller aus der Schule relegiert, nicht militärdiensttauglich war und die Schule wie den Staat, die Universität Zürich und die Winkelriedstiftung zu Erben seiner dichterischen Erträgnisse eingesetzt habe. Das ist ein einziger Fall in der deutschen Literaturgeschichte. Kein Schweizer darf ihn vergessen.

Noch weniger die Werke. Darum müssen wir es begrüßen, wenn für die Erhaltung seines Dichterwortes die Philologie ihre Kunst einsetzt. Bei der kritischen Kellerausgabe Jonas Fränkels wird der eine oder andere zwar an das Wort erinnert: Die Eulen der Athene sind nie so geschäftig, als wenn es Abend wird. Dieser ungeheure Fleiß, diese wohlorganisierte Razzia nach Druckfehlern, diese Sublimierung der Methoden zur Erlangung der Sinn-Reinheit der Texte und der Wiederherstellung um ihre Schönheit geprellter Gedichte, dieser Glaube, aus der Schatzkammer des Nachlasses neue Kleinode heben zu können, die zwei Generationen entgangen, um eine dritte damit zu beschenken, dieses Schwören auf den jungen Lyriker Gottfried Keller — sollte er umsonst sein? Wär's unmöglich, daß Philologie und Literaturwissenschaft die Macht besäßen, die Unsterblichkeit des Dichters — nicht nur in ihren Zunft- und den Bildungskreisen — sondern im Volksganzen zu verlängern? Wie dem sei, wir erleben das Schauspiel, daß in der dritten kritischen Generation — wenn so simple Generationsbegriffe der Anschauung halber gestattet sind — Kritiker sich leidenschaftlicher denn je für und gegen Keller einsetzen. Wir wundern uns nicht, daß plötzlich Gotthelf als mächtiger Gegenspieler aufgerufen und beteuert wird, erst nach dem Abklingen der bürgerlichen Kritiker Keller und Meyer schlage Gotthelf die große Stunde. Kellers Gestirn hab' das Gotthelfsche überstrahlt. Soll er nun zur Strafe ausgelöscht werden, wiewohl er den großen Gotthelf, soweit es einem Zeitgenossen und politischen Antipoden möglich war, redlich und mit ein paar großartigen Treffern anerkannt hat, Gotthelf dagegen gezögert hätte, auch nur den Schimmer gültiger Schönheiten in Kellers Werk anzuerkennen? Von dem Elementaren und Ewigen in Gotthelfs Schöpfungen fühlten sich doch recht viele schon vor der tiefen, schönen und kühnen Gotthelf - Biographie Walter Muschgs ergriffen und

erhoben. Haben sie darum Gottfried Keller entsagen müssen? Konnten, wollten sie die dichterische Schweiz verkleinern, statt ihre Mehrung darin sehen, daß Gotthelfs Zeit noch einmal anbrechen sollte und es die «zwei Kerle» gab — denn daß die zwei nicht Keller und C. F. Meyer, sondern Gotthelf und Keller s i n d , diese Erkenntnis liegt vielen im Blut, ohwohl in unserer geistigen Ökonomie C. F. Meyer einen Wert bedeutet, den wir nicht vermissen können. Wenn aber die Stunde für Gotthelf anbricht, wenn er wieder ein durchdringendes Volkserlebnis werden soll, so kann es nur auf der Redlichkeit beruhen, daß die Menschen, die «Uli den Knecht» oder «Käthi die Großmutter» lesen, sich im gläubigen Einvernehmen mit ihnen und dem Dichter wissen, die Bücher glauben und ihnen nachleben möchten. Aber auch dann ist ihrer Großartigkeit eine Grenze gesetzt: Auch sie haben die Merkmale ihrer Epoche, auch sie schreien nach neuen Dichtern, denn die Mystik des Bauernromans hat eine Grenze in unserer Welt, die immer vom Brot des Bauern lebt, aber immer eine andere wird. Im Gotthelf-Buch Walter Muschgs lesen wir: «Keller verkörpert ein Jahrhundert, Gotthelf ein Jahrtausend». Im selben Jahr des Erscheinens dieses Gotthelf-Buches — 1931 — empfingen wir die hinterlassene Keller-Monographie des so früh vollendeten Thomas Roffler. Ohne den Satz Muschgs zu kennen, liest sich das Keller-Buch, als ob es das Säkulum Kellers aus tausendjährigem Gehalt speisen wollte — und da ihm dies gelungen, so geben wir den Inhalten Gotthelfs die Mehrtausendjährigkeit bis in die biblische Epoche von Ackerbau und Viehzucht gerne zu. Immer wieder nimmt Roffler seine These auf, daß volkstümliches Märchen- und Fabelgut den nie dem Volk entfremdeten Gottfried Keller zum Singen und Sagen verführt habe. Und indem er den Dichter dort begreift, wo er am wenigsten an sein Zeitalter, an seine Zufälligkeit und seine Bildungserlebnisse gebunden ist, hat er, wie ich bescheiden für mich meine, Keller mit dem Urgemüt der Poesie verbunden wie kein Kritiker vor ihm. Für Märchen wird unser Gehör immer willig sein, selbst neben Gotthelf, dem in die Brunnentiefe der Mythen Hineinhorchenden.

So soll man Rofflers Stimme vernehmen:

«Neu in einem guten Sinne ist nur, was aus der Dialektik der Kulturbewegung hervorgeht». Er anerkannte nur die alten ewig gleichen Fabeln menschlichen Geschicks, welche in ihren Erscheinungsformen von der besondern Zeit in Kostüm, Rede und Gesin-

nung zwar leicht abgewandelt, aber in ihrem Schicksalsgehalt nicht verändert werden können.

Noch einmal mag man sich erinnen, wie tief Gottfried Keller in den Seldwyler-Geschichten mit der zeitlosen Motivwelt des Märchens verbunden bleibt: im «Pankraz» ist es der verschollene Abenteurer, der als gemachter Mann heimkehrt, in den «Kammachern» durchaus die ins Handwerkertum übersetzte Erzählung von den drei Freiern und einer übermütigen Prinzessin, in «Kleider machen Leute» das tapfere Schneiderlein, im Schicksal des John Kabys dieselbe schmerzliche Torheit, welche den «Hans im Glück» verfolgt, von «Spiegel dem Kätzchen» als einem erklärten Gebilde dieser Art nicht zu reden. Nur ist die ganze Welt verbürgerlicht. Und so haben die Seldwyler Geschichten, wie überhaupt Kellers dichteste Gestaltung, dreierlei: den namen- und zeitlosen, dumpf- triebhaften, von goldener Güte und grünschillernder Bosheit funkelnden Dämmergrund des Märchens, sodann eine Spur der naiven Plastik alter Volksbücher, und endlich das verzweigte und gebildete Bewußtsein einer neuern Menschlichkeit. Dieses Ineinander von Märchen, Volksbuch und gebildeter Novelle bestimmt die tiefe und unwiederbringliche Eigenart der Kellerschen Erzählungskunst, seiner Kunst überhaupt, in welcher Dämon, Volkstum und Bildung aufs wundersamste vereinigt sind.»

Als am hundertsten Geburtstag Kellers im Lichthof unserer Universität im Knistern der Bannerseide (mehr als drei Ellen) der damalige Erziehungsdirektor, Regierungsrat Mousson, den Schatten des Dichters beschwor, blieb mir sein Wort neben dem ergreifenden meines vom Tode schon gezeichneten Lehrers Adolf Frey besonders im Gedächtnis. Die Zeit war an düstern Aspekten reich wie die heutige. Der Redner verglich Keller mit dem jungen David, der den schwermütigen Saul tröstete — so erquickte sich Saul, der böse Geist wich von ihm. Ein solcher David ist unser Spielmann,

«der, wenn Sichel, Schwert und Hammer klingt,
Stets dazu die rechte Weise singt.»

Das biblische Bild über Keller verträgt sich wohl mit dem Gegenspieler Albert Bitzius, dessen Macht wir spüren, doch nicht so überheblich wähnen, daß neben dem prophetischen Jeremias Gotthelf der Spielmann aus Davids Geblüt die Geltung verlöre. In diesem Glauben dürfte unser heutiges Geschlecht die Formel finden: Ohne den Propheten verdienen wir den Spielmann nicht.